
Selbstverständnis

Die Zeitschrift „Briefe zur Interdisziplinarität“ lädt ein zum Denken und zum Dialog über Disziplinengrenzen hinweg. Ihr Anliegen ist das gleiche wie das der Andrea von Braun Stiftung: die gegenseitige Anregung und der Austausch zwischen allen Gebieten der Geistes-, Natur-, Ingenieur- und Sozialwissenschaften, der Kunst, des Handwerks, traditionellen Wissens und sonstiger Fähigkeiten sowie die Entwicklung und Umsetzung neuer, interdisziplinär geprägter Methoden. Sie ist geleitet von der Überzeugung, dass die wichtigsten und interessantesten Entwicklungen an den Rändern der Wissensgebiete oder zwischen ihnen stattfinden. Diese zu ermöglichen und erfahrbar zu machen, ist das vorrangige Ziel der Stiftung.

Inhaltlich beruht die Zeitschrift auf der Publikation so genannter Lernpapiere. Hierbei handelt es sich um Erfahrungsberichte, deren Erstellung zu den Förderbedingungen der Andrea von Braun Stiftung gehören. In ihnen werden nach Abschluss eines Förderprojekts dessen interdisziplinäre Aspekte gezielt ausgewertet und dargestellt. Soweit sinnvoll enthält jede Ausgabe der „Briefe zur Interdisziplinarität“ einen breit definierten Schwerpunkt, in dem die Lernpapiere zu thematischen Gruppen zusammengefasst werden. Wir wollen mit den Briefen die spezifischen interdisziplinären Erfahrungen der Stiftungsstipendiaten sowohl einschlägig tätigen oder betroffenen Organisationen als auch interessierten Einzelpersonen zur Verfügung stellen.

Vorwort

Der Schwerpunkt dieser 12. Ausgabe unseres Stiftungsnewsletters liegt bei der Ästhetik. Das ist insofern ein Bruch mit früheren Ausgaben, als „Ästhetik“ im alltäglichen Sprachgebrauch nur selten als eigene Disziplin wie etwa Medizin, Philosophie oder Biologie angesehen wird. Der Begriff kommt vom altgriechischen αἴσθησις *aísthēsis* und bedeutete soviel wie „Wahrnehmung“ oder „Empfindung“. Umgangssprachlich wird der Begriff „ästhetisch“ heute als Synonym für „schön“, „geschmackvoll“ oder „ansprechend“ verwandt. Ein Vater sagt seinem Kind, „Es ist nicht gerade ästhetisch anzusehen, wie du dir beim Essen in der Nase bohrst.“ Es scheint auf ersten Blick, dass Ästhetik eher der Empfindsamkeit und dem Gefühl, als der kalten wissenschaftlichen Rationalität zuzurechnen ist.

Und doch, so ganz entspricht dies nicht den Tatsachen. Noch im Mittelalter bestand das Kern- bzw. Grundstudium an einer Universität zunächst aus den Septem Artes Liberales, den sieben freien Künsten. Dabei handelte es sich um das Trivium Grammatik, Dialektik, Rhetorik sowie dem Quadrivium Geometrie, Arithmetik, Astronomie und – mit Verlaub – Musik! Noch im 17. Jahrhundert bejubelte London den Komponisten Joseph Haydn als „den größten Wissenschaftler unserer Zeit“. Die Trennung zwischen Kunst und Wissenschaft rückte erst im 19. Jahrhundert ins allgemeine Bewusstsein¹. Für die Ästhetik gilt dies jedenfalls nur eingeschränkt. Sie trägt auch heute noch beides, ein emotionales und ein rationales Kostüm.

Für die Wissenschaft entspricht der Begriff der Ästhetik dem Spektrum menschlicher Attribute, die darüber entscheiden, wie man Gegenstände wahrnimmt. Bis ins 19. Jahrhundert verstand man die Ästhetik vor allem als Lehre von der wahrnehmbaren Schönheit, von Gesetzmäßigkeiten und Harmonie in der Natur und Kunst². In der Philosophie, die sich ausgiebig mit diesem Thema befasst hat und noch immer befasst, gibt es seit Jahrtausenden Debatten und Äußerungen dazu – angefangen von Aristoteles und mit Adorno sicherlich nicht endend –, auf Grund deren sich die Ästhetik letztlich zu einer eigenständigen philosophischen Disziplin entwickelt hat.

Diese Ambivalenz der Ästhetik wird bereits im ersten Aufsatz dieser Ausgabe unseres Newsletters deutlich. *Daniela Döring* („Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion“) geht sogar noch weiter und weist eine „Trivalenz“ nach, indem sie der Zahl als Maßstab von Konfektionsgrößen im 19. Jahrhundert eine statistisch/mathematische, also naturwissenschaftliche Dimension, ferner eine kul-

¹ Vortrag Rolf Basten, „Musik und Technik – zwei Welten im Gleichklang“, 8. Mai 2008, Audimax der TU München.

² Wikipedia, Stichwort Ästhetik, Zugriff am 10.12.2013.

turell/künstlerische und schließlich eine soziale/wirtschaftliche Dimension beimitst. Die alleinstehende Zahl, die an sich dimensionslos ist, wird je nach Anwendung in der Konfektion zum Namensersatz, zur Maßeinheit, zum kulturellen Bezug. Sehr viel interdisziplinärer geht es nicht.

In Ihrem Beitrag trägt *Kirsten Johannsen* („Off the Orbit, Artworks for Long-term Space Travellers“) den Gedanken der Ästhetik ebenfalls in einen unerwarteten Zusammenhang, diesmal nicht abstrakt, sondern ganz konkret und körperlich, wenn auch in einen Kunstbereich, der bislang allenfalls nur theoretisch angedacht, aber noch nicht verwirklicht ist. Sie fragt, welche Leistungen die Kunst Raumfahrern bieten muss, um den spezifischen Umständen einer Raumfahrt gerecht zu werden, die selbst beim Besuch nur unseres Nachbarplaneten Mars mit aller Wahrscheinlichkeit Jahre dauern wird. Sie identifiziert fünf „Atmosphären“, denen sich Astronauten auf solchen langen Reisen stellen müssen, der Limitlessness, der Placelessness, der Sensorialness, der Homelikeliness und der Closeness. Für alle fünf leitet sie Anforderungen an die Gestaltung von Kunstwerken her, die dem Raumfahrer den räumlichen Orientierungsverlust unter Schwerelosigkeit, die Entfernung vom Heimatplaneten, die sensorische Verarmung in einem luftleeren Medium, den Verlust der Heimat und die Beengtheit des Zusammenlebens erträglicher machen sollen. Zugleich stellt sie ein Werkzeug zu diesem Zweck vor.

In ihrem Beitrag nimmt sich *Alexandra Heberling-Hofmeister* („Der Kreis als Universalzeichen“) ein schönes Thema vor. Es hat sowohl eine mathematische wie künstlerische Dimension. Beide Fächer hat Frau Hofmeister studiert und übt sie praktisch aus. Der Kreis als Phänomen wird seit Beginn der Geschichte untersucht und bewundert. Es gibt in vielen Kulturen die Überzeugung, dass er Vollkommenheit oder Göttliches birgt. Kreise sind rätselhaft. Sie sind unendlich, aber nicht grenzenlos. Frau Hofmeister versteht es, sich diesem Mysterium auf fachübergreifende Weise allmählich anzunähern. Ihr Weg dorthin wird in ihren Worten auch zum Weg des Lesers zu einem Phänomen, dem wir vielfach jeden Tag begegnen und den wir doch nicht in seiner ganzen Tiefe begreifen können, eben weil man sich ihm von zahlreichen disziplinären Seiten nähern kann. Lesen Sie unbedingt Frau Heberling-Hofmeisters einleitende Bemerkungen zur Interdisziplinarität. Sie gehören zu den klügsten und ergiebigsten, die mir seit Jahren untergekommen sind.

In ihrem Beitrag schreibt *Kathrin Peters* („Rätselbilder des Geschlechts“) einen Eingangsabsatz, der zunächst einmal nur begrenzt mit ihrem Thema zu tun hat, der mir aber dennoch längere Zeit durch den Kopf ging und noch geht. Sie klagt an, dass sich im Wissenschaftsbetrieb mittlerweile eine Berichtskultur eingebürgert habe, nach der man erwarte, dass bereits beim Forschungsförderungsantrag bekannt sei, was das Ergebnis der Forschungsarbeit sein werde. Eine solche Entwicklung, die wir bestätigen können, halte ich für überaus gefährlich. Sie verleitet den Wissenschaftler zur Unseriosität, mehr noch: zur Unredlichkeit.

Er kann für die Erfüllung des Antrags keine Garantie abgeben. Eine gut durchdachte und sorgfältig formulierte Hypothese kann niemals mit dem Versprechen eines bestimmten Ergebnisses gleichgesetzt werden, auch wenn die Geldgeber das manchmal gerne hätten. Wir selbst als Förderer waren bereits das ein oder andere Mal in der Versuchung, ein solches Versprechen einzufordern. Ein solcher Wunsch ist zwar nachvollziehbar, denn jeder Geld-Gedruckt auf 100% Recyclingpapier.geber möchte Unsicherheit minimieren. Er ist aber unerfüllbar. Nicht umsonst spricht man schließlich von „Forschung“, also von der systematischen Ergründung des Unbekannten.

Zurück zu Frau Peters. Sie ist von Haus aus Kommunikationsdesignerin mit Schwerpunkt Photographie und erweiterte ihre fachliche Ausrichtung später um die Kulturwissenschaften. In dieser Zweigleisigkeit ging sie der Frage nach, wie sich um das Jahr 1900 vorgefundene Meinungen und Werthaltungen insbesondere zur Geschlechterforschung in eher naturwissenschaftlichen Darstellungen des Menschen, etwa der Medizin, niederschlagen. Welche Körperkonzepte z.B. liegen einer Visualisierung in der Röntgenographie zu Grunde? Wir möchten gerne glauben, dass eine solche Visualisierung konstant sei. Dass das offenbar nicht der Fall ist, gibt zu denken.

Im letzten Beitrag dieser Ausgabe der Briefe zur Interdisziplinarität kommen wir zu dem einzigen Beitrag eines Mannes und bleiben zugleich bei einem Thema, das mit dem vorherigen verwandt ist, auch wenn es einen gänzlich anderen Hintergrund hat. *Kyung-Ho Cha* („Humanmimikry. Poetik der Evolution“) schreibt in seiner Dissertation als Biologe und Literaturwissenschaftler über den wissenschaftlichen Mythos eines Phänomens, das um das Jahr 1900 die biowissenschaftliche Welt in Atem hielt, indem es dem Menschen die Fähigkeit andichtete, sich ähnlich dem Täuschungsverhalten bestimmter Insekten und anderer Tiere sich, in einem Grade seiner sozialen Umgebung so gut anzupassen, dass er von den Menschen in dieser Umgebung ununterscheidbar wurde. Die Frage, ob eine solche Assimilationsbereitschaft auf Nachahmungsfähigkeit oder genetischer Disposition beruhte, wurde von Medizinern wie Psychiatern, Soziologen wie Schriftstellern, Philosophen wie Kulturwissenschaftlern diskutiert, unter ihnen auch Friedrich Nietzsche. Cha geht der Frage nach, wie es zu diesem Mythos kommen konnte und kommt zu Schlussfolgerungen, die für die spätere historische Entwicklung des 20. Jahrhunderts von erheblicher Relevanz sind.

München, im Dezember 2013

Dr. Christoph-Friedrich v. Braun, M.Sc.
Vorstand, Andrea von Braun Stiftung